



Heinz Behrends (Hg.)

Predigen und staunen

Predigten von Hans Werner Dannowski

V&R



Heinz Behrends (Hg.)

Predigen und staunen

Predigten von Hans Werner Dannowski

Mit einem Vorwort von Ralf Meister

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2020, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG,
Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: © Avgustus – Adobe Stock
Umschlagabbildung hinten: © Christoph Dannowski

Satz: SchwabScantechnik, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-55288-0

Inhalt

Vorwort	7
Predigen und staunen. Zu den Predigten	9
Mehr Leben wagen	15
Was wir erwarten	21
Verbrauchtes Leben und Neugeburt	26
Der neue Mann	30
Fröhlicher Wechsel	34
Ganz der Vater	39
Wahrheit macht frei	44
Die Frage hat mehr Kraft als die Antwort	49
Leitbild, nicht Wunschbild	54
Es wächst wie von selbst	58
Von der Kraft der Wahrheit	63
Das Kreuz ist brutal	68
Drei Wünsche frei	72
Stine ersetzt den Pastor	78
Auferstehung erfahren	82
Der ich sein werde	88
Der Glaube kommt zum Sehen	93
Stimme der Schwachen	98
Quelle der Freude	104
Eine anarchische Horizontverschmelzung	110
Berührt werden	114
Beistandspakt des Glaubens	119

Aufmerksamkeit macht schön	124
Das kannst du nicht kaufen	130
Die Körperlichkeit der Sünde	135
Von Freiheit und Ordnung	141
Gnade kann sehen	147
Kranke besuchen	153
Das Lob der Torheit	158
Verlassen	162
Taufe ist Zeitkehre	168
Von der Ethik des Lächelns	173
Zeichen sind Grenzsteine	178
Sehnsucht nach Vertrauen	183
Vom Weinen	189
Die erste Utopie der Menschen	194
Sehnsucht nach Verschmelzung	199
Zwei Ganze sind wunderbar	204
Das Geschenk der Ruhe	209
Vom Begehren	214
Sich verlassen	219
Die Davongekommenen fragen	225
Mitleid als subversive Kraft	231
Nackt sein	237
Bettler sind wir	242
Rundfunkandachten	247
Nachts schlafen die Ratten	247
Eine wahre Geschichte	249
Göttliche Traurigkeit	251
Predigttexte	253
Personen	254
Filme	255

Vorwort

Eine der großen Gaben von Hans Werner Dannowski war seine Sprache. Seine Predigten waren keine Belehrungen, sondern geistlich anspruchsvolle Erkundungen. Erkundungen, die sich – auf der Suche nach Gott – dieser Welt auslieferten und eine anspruchsvolle Sprache fanden. Diese Leidenschaft für das Wort ist sein Markenzeichen geblieben. Er war nicht das, was man einen »wortgewaltigen« Prediger nennt. Gewalt war ihm fern, und er näherte sich feinsinnig seinen Predigtgedanken. Hans Werner Dannowski hat damit in unserer Kirche eine Predigtkultur geprägt, die bis heute Maßstab geblieben ist. Die Leidenschaft des Redners war ihm immer Anreiz und Pflicht zugleich. Oft harte Pflicht. Wenn er Schweres leicht machte und uns Fernes nah brachte, dann hatte er dafür lange in Gedanken und im Wort gearbeitet. Auch in seinem Zweifel und seiner leidenschaftlichen Suche, in Christi Verheißung zu leben, hat er mit einem aufgeklärten Gestus Menschen neugierig gemacht auf ein undogmatisches Christentum und dabei fröhlich viele Grenzen übersprungen. Für den Glauben an die Auferstehung brauchte Hans Werner Dannowski das, womit er anderen so nahekam: Poesie. Hans Werner Dannowski schrieb einmal: »Die Auferstehung kommt nicht aus der Überzeugungskraft der Vernunft, sondern aus der Klarheit und Würde der Poesie. Es bleibt das Entscheidende, dass Menschen vom Sog der neuen Welt in der Auferstehung Christi erfasst werden und in den Lobgesang einer neuen Welt einstimmen.«¹ Poesie war für ihn nicht nur Sprache. Sie war für ihn ein Geschmack für die Ewigkeit.

1 Hans Werner Dannowski (2012): Der Himmel lacht. Bachs Kantaten im Rhythmus des Jahres. Hannover: LVH, S. 52.

Predigen und staunen. Aus einer guten Predigt geht man mit Staunen. Wenn Platon seinen Sokrates sagen lässt, das Staunen sei der Anfang der Philosophie, so gilt es umso mehr für Theologie. Das erstaunte Innehalten vor etwas Unglaublichem ist eine geistliche Grunderfahrung, die im theologischen Nachdenken ihre Erhellung findet. Hans Werner Dannowski hat uns ins staunende Nachdenken gebracht, weil er uns Christus so offenbart hat, dass wir aus dem Staunen nicht mehr herauskamen.

Heinz Behrends hat 44 Predigten und 3 Rundfunkandachten von Hans Werner Dannowski zusammengestellt. Überraschendes zu den Festtagsperikopen, Gedanken zur menschlichen Existenz, brillante Erzählungen und die letzten Predigten von Hans Werner Dannowski. Wir danken Hans Werner Dannowski für Predigten mit langer Wirkungsgeschichte und Heinz Behrends mit Worten von Bert Brecht:

Aber rühmen wir nicht nur den Weisen
dessen Name auf dem Buche prangt!
Denn man muss dem Weisen seine Weisheit erst entreißen.
Darum sei der Zöllner auch bedankt:
Er hat sie ihm abverlangt.

*Ralf Meister, Landesbischof der Evangelisch-lutherischen Landeskirche
Hannovers*

Predigen und staunen

Zu den Predigten

Hans Werner Dannowski ist einer der Pioniere der neuen Homiletik nach der Dialektischen Theologie. Aus einer dogmatisch richtigen Wortgewalt wird eine differenzierte Wahrnehmung der Lebenswirklichkeit der Hörerinnen und Hörer. Sie sind Hörer unter den Gesetzmäßigkeiten der Kommunikation. Textbezogen und Hörerorientiert wird die Predigt. Dem geht eine lange geistesgeschichtliche Entwicklung voraus. Seit Aristoteles konzentriert sich das Erkennen und seine sprachliche Vermittlung auf die Inhaltsebene. Von einer Wirklichkeit (Subjekt) wird eine andere Wirklichkeit (Objekt) ausgesagt. »Der Baum ist grün.« Die Theologie im Mittelalter verästelt sich auf diesem Hintergrund immer mehr, Aussagen über Gott zu machen. Die Philosophie Kants macht auf den subjektiven Anteil am Erkenntnisprozess aufmerksam. Die Erkenntnistheorie der Naturwissenschaften versucht, den subjektiven Anteil auszuschalten. Wittgenstein stellt in seiner Philosophie der idealen Sprache jede religiöse Sprache infrage, da sie nicht an der Realität überprüft werden könne. Theologie erschöpfe sich in Tautologien im Sinne von »Das Pferd ist ein Gaul«. (»Gott ist Liebe«, »Christus ist der Sohn Gottes«.) Die Redeform diene zur Stabilisierung labiler Menschen. Wittgensteins Theorie gerät in eine Krise. Was kann man dann noch aussagen? »Worüber man keine Aussagen machen kann, darüber sollte man schweigen.« Er selbst schweigt 10 Jahre lang. Er entwickelt die Sprachspieltheorie. Wir erlernen die Wörter nicht durch Definition, sondern durch den sozialen Zusammenhang, in dem wir sie hören. Worte haben emotionale Erlebnisqualität (Heimat, Narbe, Fünfjähriger, Krebs). Worte müssen aus dem kommunikativen Kontext gehört werden. Das Beispiel Dannowskis vor Vikarinnen und Vikaren war immer: Der Unteroffizier sagt zum Gefreiten: »Es zieht.« Der Gefreite macht die Tür zu. Die Mutter

sagt dasselbe zu ihrem pubertierenden Sohn: Er rührt sich nicht vom Fleck. »Was hast du gesagt?« Die Linguisten John Austin und John Searle entwickeln diese Erkenntnis zur Sprechakt-Theorie weiter. Sprechen ist Handeln. Der Satz »Es zieht« bringt jemanden zum Handeln. Sprechen schafft Wirklichkeit (»Ich liebe dich«). Es gibt beschreibende Verben, die die Inhaltsebene ausdrücken, aber es gibt auch performative Verben, die Beziehungen ausdrücken. So lernen wir dann bei Dannowski die Vielfalt der Sprechakte anzuwenden. Der Aussagesatz »Die Sonne kommt heraus« löst den Impuls aus »Lasst uns losgehen«. Erzählelemente aus Alltag, Biografie, Literatur, Film fließen in die Predigt ein.

Die Homiletik nimmt den Verständigungsprozess zwischen Sprecher und Hörerin ernst. Er scheut sich nicht, Ich zu sagen. Predigten werden auch persönliche Bekenntnisse. Die homiletischen Erkenntnisse aus den Humanwissenschaften sind nahe an den Texten der Bibel. Die Hauptbegriffe sind Beziehungsworte (Gnade, Vertrauen, Liebe, Rechtfertigung, Barmherzigkeit). So werden sie selbst dem Sakramentsbegriff gerecht. Die Sakramente reden nicht nur von Wirklichkeit, sondern schaffen sie. Gemeinschaft, Teilhabe an dem Gekreuzigten und Auferstandenen. In der Marktkirche Hannover wird seit den 1950ern jeden Sonntag Abendmahl gefeiert.

Dannowski hat die Erkenntnisse über den Kommunikationsprozess umgesetzt und gelehrt. Die Frage an den Prediger, die Predigerin ist fortan: Hat sie/er mich getröstet, belehrt, ermutigt, geärgert, gekränkt, verwirrt? Was ist auf der Beziehungsebene gelaufen? Was hat er gesagt, was habe ich gehört? Nachdenkliche Anfrage an die Sprecherin und den Hörer: Wer redet hier mit wem aus welchem Motiv mit welchem Interesse? Die Beziehungsebene entscheidet darüber, wie Inhalte gehört werden. Die Kunst: dass Gott vorkommt auf der Inhalts- wie Beziehungsebene.

»Wir müssen von Gott ehrfürchtig reden, d. h. immer wieder auf der Beziehungsebene spüren lassen, dass wir selber unter Gott stehen d. h. tastend, fragend, hoffend von ihm reden, wobei er der umfassende Horizont und Raum ist, in dem wir uns bewegen und sind. Dieser Transzendenzcharakter Gottes kann auch dadurch verdeutlicht werden, dass wir jede Aussage über Gott als Glaubenserfahrung eines bestimmten Menschen oder einer bestimmten Gruppe kennt-

lich machen, d. h. den begrenzten Ort und die begrenzte Perspektive kenntlich machen, von der aus hier von Gott geredet wird, der in sich selbst unaussprechlich und unbegreiflich ist. Durch die Angabe des Standortes von Gotteserfahrungen wird zugleich der Hörer ermutigt, seine eigene bisherige Gotteserfahrung ernst zu nehmen und mit solchen verwandten und entgegengesetzten Perspektiven zu vergleichen. Dadurch erlebt sich der Hörer auch respektiert in seiner eigenen unverfügbaren Freiheit; nur wo er sich als Ebenbild Gottes behandelt fühlt, kann er evtl. sich für den Gott interessieren, von dem wir (auf der Inhaltsebene) reden«².

Hans Werner Dannowski steigt fast immer mit einer Reaktion auf den Text ein. Er ist gleich mittendrin, Motivation beim Hörer, bei der Hörerin wird nicht durch Szenen erregt, sondern durch Stauen, Erregung über den Text, sogar ersten Widerstand: »Ich liebe die Worte nicht, aber es muss wohl sein«. Den Text ernst nehmen. Keine Umwege.

Dann gibt er aus dem Text seine Entscheidung für das Thema an. Er konzentriert den Inhalt des Textes auf ein Grundthema menschlicher Existenz (z. B. Freiheit und Ordnung im Gleichnis von den zwei Söhnen, das Weinen beim Weinen Jesu über Jerusalem). Keine Scheinaktualität. Aktuelle Ereignisse werden nicht verschwiegen, sind aber nicht dominant. Es geht um die immer aktuellen existenziellen Fragen des Menschen.

Fortan häufen sich die Begriffe Leben, Menschen, Menschlichkeit, Ich und Du, der andere. Nahe am Menschen und seiner Wirklichkeit, seiner Lebenswelt und seiner psychischen Konstitution ist er. Das Thema wird dann im Dialog der differenzierten Erfahrungen von Menschen entfaltet. Durch Wiederholung des Bibeltextes vergewissert er sich und dem Hörer immer wieder, dass er mitten in unserm Leben, aber nahe am Text ist. Es mündet immer in einen christologischen Bezug (»Jesus Christus«, »der Mann von Nazareth«). Die Botschaft der Texte wird im Gespräch mit der Lebenswirklichkeit tastend erkundet. Die Auslegung ist immer öffnend, zukunftsorientiert durch die Botschaft des Auferstandenen. Worte

2 Dannowskis Leitlinien für unser Reden von Gott, 22.–24. Oktober 1979 in einem homiletischen Seminar im Pastoralkolleg in Münster.

wie Dimension, Perspektive, Horizont prägen nicht nur seine Predigten, auch seine Vorträge. Er hat Respekt vor den Geheimnissen der Texte. »Der Text ist noch nicht ausgeschöpft«. »Man könnte noch mehr sagen«. »So vieles wäre noch zu bedenken«. »Heute nur eins«.

Der Prediger, der das »Ich« als Zeuge des lebendigen Gottes ernst nimmt, scheut persönliche Bekenntnisse nicht.

Und nicht selten ruft er mit der Autorität des Auslegers und des Predigers zum Handeln auf. Die Sprechakt-Theorie macht Mut zur appellativen Rede, die nicht dem Verdacht des Pathos unterliegt. Jede Predigt schließt mit einer Zusammenfassung seiner Predigtgedanken.

Rhetorisch gekonnt führt er die Hörerin, den Hörer. »Ich darf Sie bitten, mir für eine Predigtlänge zu folgen«. »Lassen Sie mich mit einer sanften Steigerung beginnen«. »Also, machen wir uns an die Arbeit«. »Lassen Sie uns in die Geschichte hineinspringen«. »Ich komme zum Schluss«.

Er geht in den Dialog mit der Hörerin, dem Hörer: »Ich will mit Ihrer Hilfe versuchen ...«

Er bezieht sich immer mit ein: »Ihnen und mir«. »Auch bei mir ist das nicht undenkbar«.

Er ist für ungewöhnliche Auslegungen gut. Die Apokalypse in Matthäus 24 verwandelt er in »Leben wagen«.

Schon früh wendet er die gerechte Sprache an. »Jeder und jede«. »Jüdische Bibel«.

Es geht immer um die Anwendung der Regeln einer gelungenen Kommunikation, deren Gesetzmäßigkeit in der Sprechakt-Theorie zu erkennen ist. Sie schaut auf die Lebensformen von Rednerin und Hörer, aus denen Sprache erwächst.

»Gelungen ist eine Predigt, wenn der Hörer verstanden hat, worum es dem Prediger ging: Wenn er Inhalt und Beziehung nachvollziehen kann«, sagt Dannowski:

»Erfolgreich ist eine Kommunikation, wenn der Hörer dies auch innerlich bejaht. Gelungene Predigt stellt Redner und Hörer in eine gemeinsame Situation. Erfolgreiche Predigt lässt sie gemeinsam weitergehen. Der Erfolg ist unverfügbar, ist ein Werk des Heiligen Geistes. Homiletische Arbeit muss sich am Gelingen, darf

sich nicht am Erfolg der Predigt orientieren, könnte letztlich sonst nur heißen, den Leuten nach dem Munde zu reden«³.

Seine Predigten sind ein einziges Staunen über die Texte, ihre Botschaft, ihre Ermutigung, über den Gott, der in Christus lebendig, leibhaftig, Mensch wird. Die Hörerin und der Hörer gehen angeregt, angefragt, ermutigt in ihren Alltag zurück und entdecken mit Staunen, dass Gott mitten in ihrem Leben wirkt.

Kommunikationsbasis der Predigt ist das »Ich-jetzt-Hier«, sagt Dannowski, ein »Sprachspiel« zwischen Prediger und Hörenden. Deshalb sagt er: »Auf Nachgeborene wirken gedruckte Predigten zumeist langweilig«. Vieles zwischen den Zeilen sei nicht mehr erfassbar.⁴ Ich als Herausgeber höre seine Mahnung wohl, dennoch wage ich dieses Buch, denn die Predigten Dannowskis sind Beispiele einer beeindruckenden Predigt-Kunst, einer großen Liebe zu den biblischen Texten und ihrer Vermittlung ins Leben.

Kriterien der Auswahl aus 500 vorliegenden Predigten von Hans Werner Dannowski waren, den ungewöhnlichen Predigtstil zu dokumentieren, der nachhaltig wirkt und der aktuellen Predigergeneration guttut. Textbezogen, christologisch nicht in vorgeprägten Formeln, erzählend, begeistert, rhetorisch beispielhaft. Christologisch predigen, den 2. Artikel ernst nehmen. Respekt vor der Tradition des ersten Testaments.

Weitere Kriterien der Auswahl: Überraschende Auslegungen. Mut zu Bezügen aus Literatur, Film, Kunst. Das Buch ist eine Fundgrube für Predigt-Ideen.

Schließlich: Respekt und Dankbarkeit des Herausgebers für einen authentischen Christen und Prediger und Freund.

3 Hans Werner Dannowski (1985): Kompendium der Predigtlehre. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, S. 124.

4 Ebd.

Die Auswahl der Predigten folgt der Reihe des Kirchenjahres. Alle Texte sind in die neue Perikopenordnung aufgenommen.

Wenn nicht besonders angemerkt, sind die Predigten in der Marktkirche Hannover gehalten.

Dieses Buch ist Hans Werner Dannowskis Ehefrau Edith gewidmet, die seine Predigten in Liebe und Kritik begleitet hat, und der verstorbenen Sekretärin Linde Sturm. Sie hat jeweils am Montagmorgen die Predigten in eine lesbare Fassung gebracht.

Dank zu sagen ist Jana Harle, Mitarbeiterin im Verlag, für die sehr gute fachliche Begleitung sowie der Marktkirche Hannover, dem Ev.-luth. Stadtkirchenverband Hannover und der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers für finanzielle Förderung des Buchprojektes.

Heinz Behrends

Mehr Leben wagen

1 Und Jesus ging aus dem Tempel fort und seine Jünger traten zu ihm und zeigten ihm die Gebäude des Tempels. 2 Er aber sprach zu ihnen. Seht ihr nicht das alles? Wahrlich, ich sage euch: Es wird hier nicht ein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen werde. 3 Und als er auf dem Ölberg saß, traten seine Jünger zu ihm und sprachen, als sie allein waren: Sage uns, wann wird das geschehen? Und was wird das Zeichen sein für dein Kommen und für das Ende der Welt? 4 Jesus aber antwortete und sprach zu ihnen. Seht zu, dass euch nicht jemand verführe. 5 Denn es werden viele kommen unter meinem Namen und sagen: Ich bin der Christus, und sie werden viele verführen. 6 Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeschrei; seht zu und erschreckt nicht. Denn das muss so geschehen, aber es ist noch nicht das Ende da. 7 Denn es wird sich ein Volk gegen das andere erheben und ein Königreich gegen das andere; und es werden Hungersnöte sein und Erdbeben hier und dort. 8 Das alles aber ist der Anfang der Wehen. 9 Dann werden sie euch der Bedrängnis preisgeben und euch töten. Und ihr werdet gehasst werden um meines Namens willen von allen Völkern. 10 Dann werden viele abfallen und werden sich untereinander verraten und werden sich untereinander hasen. 11 Und es werden sich viele falsche Propheten erheben und werden viele verführen. 12 Und weil die Ungerechtigkeit überhand nehmen wird, wird die Liebe in vielen erkalten. 13 Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig werden. 14 Und es wird gepredigt werden dies Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zum Zeugnis für alle Völker, und dann wird das Ende kommen. (Mt 24,1–14)⁵

5 Übersetzung der Bibeltexte, soweit nicht angemerkt, nach Luther 1984.

Liebe Gemeinde! »Das alles aber ist der Anfang der Wehen. Und weil die Ungerechtigkeit überhand nehmen wird, wird die Liebe in vielen erkalten. Wer aber beharrt bis ans Ende, der wird selig werden«.

Von dem Generaldirektor einer großen Firma las ich kürzlich. Er befand sich im Warteraum der Entbindungsstation eines Krankenhauses. Während andere erwartungsvolle Väter nervös in Zeitschriften blättern oder im Gang hin- und herliefen, saß er an einem Tisch bis an die Ohren in einen Berg Schriftstücke vertieft, die er seiner dicken Aktentasche entnommen hatte. Nach ein paar Stunden kam eine Schwester zu ihm. »Es ist ein Junge, Herr Direktor!« »Fragen Sie ihn, was er will«, sagte er, ohne von seiner Arbeit aufzublicken.

Wenn die Geschichte nicht wahr ist, liebe Freunde, so ist sie zumindest gut erfunden. Und lassen Sie mich diese – meinetwegen erfundene – Begebenheit zunächst nicht persönlich und individuell, sondern kollektiv und metaphorisch zur Aufschlüsselung unseres Predigttextes gebrauchen. Der Zustand der Welt wird mit den Wehen einer Frau verglichen. Es ist etwas im Kommen. Es ist etwas gezeugt, und es reift und wächst bis zur Geburt. Aber wenn es geboren ist, wenn das Neue da ist, werden wir ihm anders begegnen können als mit der zerstreuten Antwort: »Fragen Sie ihn, was er will«? Werden wir begreifen können, können wir noch verstehen, worum es bei dem allen geht?

Wir leben in einer ungeheuren Zukunftsorientierung. So maßlos ist diese Zukunftsorientierung, dass es schon wieder interessant und wichtig wird, wenn auch mit schlechtem Gewissen manchmal, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Ja, man hat mit vollem Recht von einem »Zukunftsschock« gesprochen, unter dem wir alle stehen. Die Moden kommen und gehen in einem immer schnelleren Wechsel. Die Nachrichten überfluten uns. Die Ereignisse überstürzen sich. Ich komme nach zehn Jahren in eine Stadt und erkenne sie nicht wieder, so vieles hat sich inzwischen verändert. Die Geschwindigkeiten nehmen zu, die Zukunft wird geradezu angesogen. Vierzehn Tage, drei Wochen, vor der Adventszeit gehen schon die Lichterketten an, als könne man es nicht mehr erwarten. Wenn wir Weihnachten feiern, wird insgeheim in den Geschäften schon auf Karneval und Ostern umgerüstet. Und deutlich wird in

dem allen das Ökonomische als die treibende Kraft sichtbar, die unsere Gesellschaft überhaupt noch zusammenhält. Stillstand ist Rückgang. Anpassung an Fortschritt und Entwicklung ist gefragt, in denen es anscheinend keine Stabilität, keine Ruhe und kein Zurück mehr gibt. Und die Neurosen, die tiefen Beschädigungen des Menschen nehmen zu. In einem apokalyptischen Taumel der Beschleunigung stürzt sie auf uns zu und mit ihr all das, was Jesus in seiner letzten großen Rede vor seinem eigenen Ende in Jerusalem benennt: Kriege und Kriegsgeschrei, Hungersnöte und Erdbeben, Hass und Ungerechtigkeiten, Erniedrigung und Verfolgung für viele, viele Menschen. »Und weil die Ungerechtigkeit überhand nehmen wird, wird die Liebe in vielen erkalten«: Wahrlich, ein »Zukunftsschock« von globalem Ausmaße ist das. Wie mag das alles, alles enden?

Aber in diese Bewegung zum Ende hin ist eine andere Entwicklung hineingewoben. In die Erfahrung der Zeit und der Veränderung hinein stellt der Glaube seine Weichen. Der Glaube könnte wissen, dass eine Zeit ohne Ewigkeit sich selbst erschöpft. Der Glaube könnte wissen, dass eine Zukunft ohne Ewigkeit in sinnlose Veränderungen mündet. Der Glaube könnte wissen, dass eine Welt ohne Gott zum Teufel fährt. Vor allem aber: Der Glaube sieht, er ahnt, er lebt mitten im Alten, in der sich verbrauchenden Zeit den Anbruch eines Neuen. »Das alles aber ist der Anfang der Wehen«. Es ist etwas im Kommen. Es ist etwas gezeugt, und es reift und wächst bis zur Geburt. Johannes Jourdan hat es in einem Gedicht so gesagt:

Wenn du wartest, drehst du dein Gesicht
In den Wind, der erst morgen zu wehen beginnt.

Vom Warten des Glaubens redet er, und ich könnte die Verse im Sinne meiner Gedanken so verändern, dass ich sage:

Wenn du wartest, drehst du dein Gesicht
In die Richtung, aus der ein leiser Hauch kommt.
Noch ist er ohne Gestalt. Noch weiß du nicht,
ob er den Duft des Südens oder das Eis des Nordens
in seinen Händen hat. Du wirst es aber bald erfahren.

Ob wir es wagen, uns im Sinne unseres Predigttextes mitten im Alten, mitten unter den Zeichen des Todes und des Endes dem Prozess einer Geburt, dem Werden eines Neuen zu überlassen? Ob wir es auf uns nehmen, uns gegen den Sog des apokalyptischen Chaos, gegen den Zukunftsschock zu wehren, und zu beharren, zu warten, auszuharren bis ans Ende – im Namen des Gottes, der in Christus die Geburt des Neuen gewagt hat? Zwei Schritte möchte ich gerne in dieser Richtung mit Ihnen gehen:

Den ersten Schritt: Mitten in dem Schock, der auf uns zustürzenden Zukunft, mitten in all den bedrängenden Nöten, Problemen und Aufgaben, wir haben Zeit. Wir haben uns die Zeit genommen, zum Gottesdienst zusammenzukommen. Ich glaube nicht, dass einer moralisch gebessert aus diesem Gottesdienst hinausgeht. Ich glaube nicht, dass einer belehrt aus dem Gottesdienst herausgeht. Was wäre ein Prediger, wenn er andere Menschen bessern oder belehren könnte. Und wenn es doch geschieht, so ist es nicht sein Verdienst. Nein, ein Gottesdienst ist eine Zusammenkunft ohne einen unmittelbaren Zweck. »Hier stößt Eile auf Zeit«, steht an einem Gotteshaus geschrieben. Wir nehmen uns die Zeit, uns Gott zuzumuten, im Verarbeiten der Gedanken, in der Stille. Und zwischendurch und hinterher gibt es hoffentlich auch die Zeit, uns den anderen zuzumuten.

Manchmal höre ich jemanden stöhnen darüber, dass die Gottesdienste der Marktkirche fast anderthalb Stunden dauern, und das ist manchmal ja auch sehr lang. Aber wenn es recht zugeht, dies ist doch schließlich ein Ort, an dem wir einander die falsche Sorge um die Zeit ausreden, einander ermutigen, uns nicht um den morgigen Tag zu sorgen, sondern im Heute Gottes zu leben. Wer mit der Geburt des Neuen, wer mit dem Kommen des Herrn rechnet, der hat Zeit. Wir schaffen ja so wenig, nicht, weil wir uns zu wenig, sondern weil wir uns viel zu viel zumuten. Gott braucht nicht unsere Übermenschen, die großen Dinge schafft er selbst. Ein erlöster Umgang mit der Zeit, das ist so etwas ungeheuer Wichtiges für mich und für uns, für unsere dem Ende und dem Ziel zugehenden Geschichte.

Der andere Schritt: Mitten in dem Zusammenbruch der Zeit und der Geschichte, mitten unter dem Zeichen des Endes, wir trauen dem Leben, weil Gott es in Christus mit uns lebt. Ein Wort des

Märtyrers Alfred Delp ist dies, und es hat wahrscheinlich deshalb den Klang des neuen Lebens, weil es im Angesicht der Anfechtung und des Endes gesprochen wurde. Dem Leben trauen, das gilt ja besonders für den Bereich, in dem das Leben am tiefsten gefährdet ist, wo es deshalb auch am meisten Vertrauen braucht, wenn das Leben scheitert, wenn wir schuldig werden.

Es ist um manche Christen herum, und wer könnte sich da ausnehmen, eine Atmosphäre von Leblosigkeit oder von Bissigkeit. Ich vermute, dies kommt daher, weil viele Christen fürchten, schuldig zu werden, wenn sie mehr Leben wagen. Sie haben recht mit dieser Befürchtung. Das Leben ist riskant, es ist irrational und widersprüchlich. Es wird nicht nur die starken Seiten, sondern auch die dunklen Seiten freisetzen. Du kannst deine Unschuld bewahren, aber nur um den Preis, dass du nicht lebst. Und das wird dann deine Schuld sein, so wie es dem Knecht im Gleichnis aus Matthäus 25 geht, der sein Leben, sein Talent in der Erde vergräbt. Der Ernst dieses großartigen Gleichnisses besteht darin, dass Gott solche Angst nicht gelten lässt. Ihn stört die Möglichkeit, dass wir schuldig werden, weit weniger als das Misstrauen, das wir gegen das Leben hegen und das er gegen sich gerichtet sieht, weil er ein Liebhaber des Lebens ist. Wenn wir dem Leben nicht trauen, obwohl Gott es mit uns lebt, trauen wir dem Gott nicht, der uns in dieses Leben hineingestellt hat. Gott rechnet damit, dass es die Brüche in unserer Biografie gibt, die Stagnation, den Umweg, das Versagen. Nur wir selbst meinen, wir dürften das nicht akzeptieren.

Auch der Kirche als Ganzer fällt es schwer, dies alles für sich zu akzeptieren. Dass in so vieles, was hier in Matthäus 24 als Zeichen des Endes erwähnt ist, die Kirche mit verstrickt ist. Wer kann es zugeben, aber wer könnte es auch leugnen. Die Tatsache, dass die Kirche in unserem Land wirtschaftlich, politisch und bewusstseinsmäßig in das himmelschreiende Unrecht verstrickt ist, das wir der Dritten Welt antun. Dass die Kirche ständig das Dilemma unlösbarer Konflikte leugnet, in die ein Mensch geraten kann, und so gerade die verleugnet, die ihre Solidarität am meisten brauchen. Das Leben wagen, auf das Neue setzen, das sich ankündigt. Johannes Tauler, der große mittelalterliche Theologe, hat diesen Mut zum Leben und diesen Mut zum Scheitern in besonders schöner Drastik aus-

gesprachen. »Das Pferd macht den Mist mitten in den Stall. Nun, dein Mist, das sind deine eigenen Mängel, die du nicht beseitigen, nicht überwinden noch ablegen kannst. Die trage mit Mühe und Fleiß auf den Acker Gottes in rechter Gelassenheit deiner selbst«. Das sind Worte einer unerhörten inneren Freiheit, die dem Leben traut, weil Gott es in Christus mit uns lebt. Aber nun ist es längst an der Zeit, Schluss zu machen. Über den Sog der Zeit und des Endes habe ich geredet, und über die Geburt, das Kommen des Neuen in Jesus Christus. Lasst euch von dieser Kraft des Lebens berühren, liebe Freunde, glaubt und hofft und lebt. »Wer darin beharrt, wer daran festhält bis ans Ende, der wird selig werden«.

1. Advent – 7. Dezember 1986

Was wir erwarten

15 So schau nun vom Himmel und siehe herab von deiner heiligen, herrlichen Wohnung. Wo ist nun dein Eifer, deine Macht? Deine große, herzliche Barmherzigkeit hält sich hart gegen mich. 16 Bist du doch unser Vater; denn Abraham weiß von uns nicht, und Israel kennt uns nicht. Du, HERR, bist unser Vater und unser Erlöser; von alters her ist das dein Name. 19 Ach, dass du den Himmel zerrissest und führest herab, dass die Berge vor dir zerfließen, 64,1 wie Feuer Reisig entzündet und wie Feuer Wasser sieden macht, dass dein Name kundwürde unter deinen Feinden und die Heiden vor dir zittern müssten, 2 wenn du Furchtbares tust, das wir nicht erwarten, 3 und dass man von alters her nicht vernommen hat. Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott außer dir, der so wohl tut denen, die auf ihn harren. (Jes 63,15–16.19; 64,1–3)

Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? Wer erwartet uns? Worauf warten wir noch?

Lassen Sie mich, liebe Gemeinde, mit solchen oder ähnlichen Fragen auf unseren Predigttext aus dem Propheten Jesaja zugehen. Um in der Ratlosigkeit, eine auch nur annähernd angemessene Antwort auf diese Fragen zu finden, vielleicht einen Schlüssel für meine Schwierigkeiten mit diesen Worten in die Hand zu bekommen. Es fällt mir ausgesprochen schwer, diese großen, pathetischen, bewegten Worte des Propheten Jesaja nachzusprechen. Sie so auszusprechen, dass mein Herz sie ausspricht, dass mein Mund sich zu einem langen Schrei formt, der aus dem Inneren kommt. »Ach, dass du den Himmel zerrissest und führest herab. Dass die Berge vor dir zerfließen wie Feuer Reisig entzündet, wie Feuer Wasser sieden macht«. Worte einer leidenschaftlichen Erwartung sind das, Worte einer leidenschaftlichen Gottesbeziehung. Dass das so eintreten wird und kann,

dass Gott herabschaut von seiner herrlichen, heiligen Wohnung, dass die Völker vor ihm erzittern, dass sein Eingreifen die Berge und Felsen zum Schmelzen bringt: das wird hier völlig klar und selbstverständlich vorausgesetzt. Mein Gott, denke ich, was ist das für ein Glaubensleben! Welche Lebendigkeit der Seele! Vielleicht würde ich in einer großen Krise meines Lebens einmal so reden: »Wenn ich mein Nichts und Verderben nur seh«, wie der Liederdichter sagt. Aber wahrscheinlich würde ich auch dann eher müde und resigniert mich in mich hinein verkriechen, mich auf mich selbst zurückziehen, um mit mir erst einmal klarzukommen. »Ach, dass du den Himmel zerrisest und fñhrest herab«.

Und vielleicht hängt meine Hilflosigkeit diesem Wort gegenüber damit zusammen, das war meine Vermutung am Anfang, dass wir überhaupt so wenig noch für uns erwarten.

Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? Wer erwartet uns?

Die Schweizer Philosophin Jeanne Jersch, deren Werke ich lese, hat einmal gesagt, es gäbe zwei Weisen, das Menschsein des Menschen zu zerstören. Die erste besteht darin, dem Menschen das Minimum an materiellen, sozialen und kulturellen Voraussetzungen zu verweigern. In den Entwicklungsländern ist das zum Beispiel der Fall – Hunger, Krankheit, früher Tod. Auch in den totalitären Staaten ist das der Fall – Polizei, Gewalt, Gefängnis sind all die alltäglichen Erfahrungen. Und ich will es mir und Ihnen wieder vor Augen führen, nahezu die Hälfte der Menschheit lebt unter Bedingungen, die ich mir in ihrer brutalen Unausweichlichkeit kaum vorzustellen wage. Und weil meine Phantasie dafür nicht ausreicht, tue ich so, als ob es das nicht gibt. Aber es ist mit absoluter Sicherheit so, und es ist eine Zerstörung des Menschseins auf die eine oder andere Weise.

Dann aber gibt es noch eine zweite Methode – so die Philosophin –, das Menschsein des Menschen zu vernichten. Sie meint damit die wissenschaftliche Planung des menschlichen Glücks. Alle Bedürfnisse des Menschen sind zu befriedigen, sagt eine ganze Industrie. So denken viele Menschen. Alle. In die große Bedürfnisbefriedigung wird zu Weihnachten sogar die Kirche eingereicht. Aber wo alle Bedürfnisse befriedigt werden, verschwinden zwar Hunger

und Durst, aber es verschwindet auch die Hoffnung. Wozu soll ich denn noch hoffen, wenn ich alles habe – und viele von uns haben alles, was sie brauchen. Man weiß ja nicht einmal mehr, was man zu Weihnachten schenken soll. Ja, neue Bedürfnisse werden noch ständig geweckt, damit man sie dann alsbald befriedigen kann. Freie, glückliche Menschen müssten wir eigentlich sein, die wie die griechischen Götter auf den Wolken sitzen und lächelnd auf eine sorgenvolle Menschheit herunterschauen. Das genaue Gegenteil aber ist der Fall.

»Ach, dass du den Himmel zerrisest und fñhrest herab, dass die Berge vor dir zerflössen ...« Es ist ja nicht wahr, dass der Mensch lebt von dem, was er besitzt. Der Mensch ist dadurch Mensch, dass er an etwas oder an jemandem hängt, dass er etwas oder jemanden liebt. Und woran er auch hängt, wen er auch liebt, es sind immer sterbliche, verwundbare Wesen. Beziehungen sind es immer, die er nicht in seiner Hand hat, die gestaltet werden müssen, die zerstört werden können. Und ein Wesen ist er selbst, zu dem das Leid, das Unvermögen und der Tod gehören.

Eines Tages wird das so sein, dass ich aus all den Selbstverständlichkeiten herausgerissen werde. Dass ich auf eine Stimme lausche, die nicht mehr erklingt, auf Schritte warte, die nicht mehr den Korridor betreten. Muss ich denn erst immer in den Verlust und den Zusammenbruch hinein, um zu begreifen, dass der Mensch neben mir und mit mir ein unerhörtes Geschenk ist, das ich nie besitzen werden, aber das doch – wunderbarerweise – auf Zeit da ist. Muss ich immer erst in die großen Erschütterungen hinein, um zu begreifen, dass der Mensch ins Unbenennbare hinausreicht. Dass er bezogen ist auf etwas, das unendlich größer ist als er und dass sich nie befriedigen und erledigen lässt.

Etwas Unbedingtes ist in mir. Ich spüre es. Etwas, das nicht nachgibt, das jenseits der Vernunft ist. Ich kann es überhören, kann es unterdrücken, so dass es das Schweigen lernt. Aber es ist dadurch nicht tot. Eine Unbedingtheit, die auf einmal wieder da ist, wenn ich mein »Hier stehe ich, ich kann nicht anders« formuliere. In einem Widerstandskämpfer, in einem Freiheitskämpfer steht da auf, wo etwas, was ohnmächtig und fast sinnlos erscheint und fast wirkungslos bleiben muss, doch getan, doch gesagt werden muss.

Von irgendwo kommt ein Sinn. Eine absolute Sprache wird gehört: Eine Herausforderung zum Unmöglichen geht durch mein Leben. Woher? Wohin? Ja, ich weiß es doch: Ein Aufstand der Liebe ist es, der in Jesus Christus Gestalt geworden ist, der die Unmöglichkeit der Feindesliebe wagt. Ein Aufstand der Gerechtigkeit ist es, der in Christus Jesus seine Mitte hat, der die unmögliche Gerechtigkeit wagt, die den Menschen über sich hinaushebt.

Und dann geschehen solche Dinge wie in Schleswig-Holstein oder in Buschhaus. Dass da gelogen wird und Menschen reingelegt werden. Dass da für anderthalb Millionen ein deutscher Eishockeyclub für einen fanatischen Diktator Reklame treibt. Und man weiß auf einmal, wenn das so weitergeht, dann ist es das Ende. Dann ist die Käuflichkeit, der Ausverkauf des Menschen bis an sein Ende getrieben. Dann schieben wir uns nur noch gegenseitig die Gelder in die Taschen, aber die Würde des Menschen, der aufrechte Gang, der ist dahin. »Ach, dass du den Himmel zerrissest und führst herab, dass die Berge vor dir zerflößen, wie Feuer Reisig entzündet und wie Feuer Wasser sieden macht, dass dein Name kund würde unter den Feinden, und die Völker vor dir zittern müssten«.

Von der Kirche gilt das nicht weniger als von den Völkern, die Kirche, die die Versöhnung predigt und so oft Apartheid, Trennung, Diskriminierung lebt.

Liebe Gemeinde, das ist nun also das Fazit, von dem ich denke, dass es heute Ihnen und mir gepredigt werden will: Wir sind stärker in dem, was wir erwarten, als in dem, was wir besitzen. Es steht noch so viel aus. Einen neuen Himmel und eine neue Erde hat Gott in Jesus Christus verheißen. Mein Gott, was steht davon noch alles aus. Wollen wir wirklich uns auf das, was wir auf die Reihe kriegen, einpendeln? Wissen wir eigentlich, was wir in den Seelen der Menschen anrichten, wenn wir sie vom Warten entbinden? Nicht jenes tatenlose Zuwarten meine ich ja, sondern das Warten, das Gottes Verheißungen einklagt, die in Jesus Christus Ja und Amen geworden sind. Das Unendliche und das Unbedingte, das den Unendlichen hereinruft in diese Welt, die seine Welt ist. »Kein Ohr hat gehört, kein Auge hat gesehen einen Gott außer dir, der so wohl tut denen, die auf ihn harren«. »Du, Herr, bist unser Vater, unser Erlöser, das ist von alters her dein Name«.

Wohin gehen wir? Was erwarten wir? Was erwartet uns? Wer erwartet uns? Worauf warten wir noch? Erwartung nimmt das in Anspruch, was noch nicht da ist. Ich wünsche den Mut, die Kühnheit, unser Leben nicht auf das zu gründen, was wir besitzen; vielmehr auf das, was uns verheißen ist. »Wir warten dein, o Gottessohn, und lieben dein Erscheinen«. Ein Aufbruch aus vielen Sicherheiten ist das, ein Anfang, ein Advent.

2. Advent – 6. Dezember 1987